

Die Seichtigkeit des Scheins

Martin Eder bekommt im Dresdener Lipsiusbau eine opulente Einzelausstellung

DRESDEN. Konstantin Lipsius war ein Architekt der sogenannten Gründerzeit, die man heute vor allem als Epoche des Plüschs, der pathetischen Gesten und einer schwülen Salonerotik memoriert. Die Kunstakademie, die Lipsius damals in Dresden auf die Brühlsche Terrasse baute, verfügte auch über einen Anbau, in dem Ausstellungen stattfinden sollten. Während die Kunstakademie nach dem Krieg wieder aufgebaut wurde, blieb der Ausstellungstrakt, den man inzwischen Lipsiusbau nennt, jahrzehntlang eine Ruine. Erst vor wenigen Jahren wurde er wieder hergerichtet, ohne seine Wunden zu übertünchen. Nackt und roh klagt das Mauerwerk in den Raum hinein. Für viele ist der Lipsiusbau überhaupt der letzte und einzige halbwegs authentische Ort in der ansonsten rückhaltlos historistisch rekonstruierten und zurechtgestellerten Innenstadt von Dresden.

Und hier, ausgerechnet hier hängen nun: sich räkelnde Kätzchen in Farben, wie sie die Polstergestalter von Möbel-Höfner nicht zarter hätten ersinnen können. Berufsschulpflichtige Mädchen heben die Röckchen. Und im Keller erklärt auf einem Video der Künstler, weshalb er, wenn die einsamen Anstrengungen seines Tuns ihn erschöpfen, in eine andere Rolle schlüpft, den Namen „Richard Ruin“ überstülpt und melancholische, dramatische Musiken aufführt, bis jeder den Eindruck hat, da stünden Nick Cave und Chris Isaak gleichzeitig auf der Bühne.

Bis vor wenigen Jahren hat Martin Eder, der 1968 in Augsburg geboren wurde, eine Tür weiter, in der Kunstakademie, noch studiert. Jetzt ist es so weit, dass die Staatlichen Kunstsammlungen Dresden ihn hier mit einer opulenten Einzelausstellung würdigen. Das ist schon deswegen zu begrüßen, weil man sich gefälligst um seine Landeskinde kümmern soll, gerade auch um die angenommenen. Außerdem muss der Tendenz ein Riegel vorgeschoben werden, Martin Eder einer angeblichen Leipziger Schule zuzurechnen, bloß weil sein Galerist von dort stammt. Was Martin Eders Kunst betrifft, finden sich je-



„I talked to the wind, but the wind can't hear“, 2004 © Courtesy Galerie EIGEN + ART Leipzig/Berlin / VG Bild-Kunst, Bonn 2009 - Foto Uwe Walter

denfalls mehr Referenzen in der Dresdner Kunstakademie: die penible Feinmalerei eines Richard Müller zum Beispiel oder die erotische Unerschrockenheit von Kokoschka, und natürlich und immer wieder Otto Dix!

Endlich mal wieder eine Malerei, die wirklich weh tut beim Anschauen! Aggressive Unansehnlichkeit mit den Mitteln der Altmeisterlichkeit könnte man das nennen. Wer sich gewohnheitsmäßig Kunst anschaut, trinkt sein Vernissagsbier auch ungerührt vor Folterszenen, Kothaufen oder Gemälden von André Butzer. Nur wenn ein nacktes Mädchen ohne erkennbaren sozialkritischen Impetus mit einem Kater schmust, dreht es den Leuten den Magen um oder zumindest die Augen.

Nackte Damen und Tierfelle: Mit dieser Kombination steht Eder in einer Reihe mit Tizian und Rubens! Und immer wieder Porträts von Haustieren in Stellvertretung ihrer Herrchen und Frauchen. Wenn man die Tierbilder einmal zusammenhängte, käme ungefähr ein Raum heraus, der dem Kabinett mit den Rokoko-Pastellporträts im Zwinger nahekommt. Hunde, die aus ihren traurigen Augen dreinschauen wie depressive Landgrafen. Fette böse Perserkatzen, die

dicken, tortenessenden Tanten gleichen und zwischen den Polstern auf Beachtung lauern. Man müsste Martin Eder mal fragen, ob er Nietzscheaner ist.

Bei Dix war dann immer von „schonungslosem Verismus“ die Rede, von „zynischem Naturalismus“ oder „kaltem Eros“. Wenn bei Eder Piercings auftauchen, schiefe Brüste, fliehende Kinnpartien oder sonst irgendwelche Abweichungen von der Ideallinie, dann sind das aber eher Gnadenerweise. Und wenn sich irgendein Horror auftut, wenn sich etwa das Bein eines Mädchens als Prothese erweist: dann ist man regelrecht dankbar. Das entlastet und tröstet. Mit solchen „Verunsicherungen“ ist man als Kunstbetrachter vertraut. Wo „Irritationen“ sind, da fühlt man sich sicher und zu Hause. Aber wenn keine da sind, wenn da nur Kätzchen sind oder Mädchen, und beide sind süffig gemalt, mit einer Art von Virtuosität, wie sie seit Beginn des vorigen Jahrhunderts eigentlich nur noch den Filmplakatalmalern und später den Inhabern von Airbrush-Studios gestattet war: dann kommen die wirklich unangenehmen Fragen auf. Was tut man hier? Was sagt das über einen? Müsste jemand, der sich so etwas hinhängt und kein mulmiges Ge-

wissen dabei hat, nicht eigentlich in Sicherheitsverwahrung?

Generationen von Soziologiestudenten werden noch Magisterarbeiten verfassen vor diesen Bildern, sie werden die Intimrasuren analysieren, weil sie alles andere nicht anschauen können, ohne rot zu werden. Aber das besorgte Gerede über die, angeblich identitär und sexuell verunsicherten jungen Frauen ist vielleicht nur ein Selbstschutzreflex: Was, wenn es umgekehrt wäre? Die Mädchen und Frauen wirken eigentlich überhaupt nicht verunsichert. Betrachter und Kommentatoren dafür umso mehr. Beschämung durch Nacktheit ist ein Prozess, der sich umkehren lässt, je nachdem, wer die stärkeren Nerven hat – der Voyeur oder der Exhibitionist. Ähnlich ist es übrigens mit der Ironie, die immer da unterstellt wird, wo das Wort „Kitsch“ fällt. Ironie ist auch eine Frage des Durchhaltens. Deshalb muss hier noch der Katalog erwähnt werden: Noch nie hat ein Künstler dieser Generation einen derart monumentalen, herrlichen und museal prunkvollen Prachtband bekommen. Und so viele „Indes“, „Obzwar“ und „Gleichsams“. Zu jeder Abbildung ein kleines museumspädagogisches Gedicht!

Peter Richter